29. Oktober 1935 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 249

In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(24. Fortsetzung) (Nachdruck verboten) Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

Sie hatte dieses Glück nie gespürt, in ihrem ganzen Leben nicht. Sie wußte, was sie dadurch entbehrt hatte und wollte ihren eigenen Kindern darum eine gute Mutter sein. Ihre Hand griff nach dem Herzen in jähem Schmerz, aber dann suchte ihr Auge das faltige, wetterbraune Gesicht des Vaters. Ja, der Vater hatte ihr reichlich alles ersetzt!

Der Bruder und die Schwägerin begegneten Margret mit einer warmen, wohltuenden Herzlichkeit, und Tante Berta deutete mit keinem einzigen taktlosen Wort an, daß sie um ihr Unglück wußte. Sicher hatte der Vater sie vorher darum gebeten.

Tante Berta war anscheinend in ihrer zweiten Ehe recht glücklich. Sie schien überhaupt recht zufrieden. Als Fritz in gerechtem Vaterstolz sein Töchterchen bewundern ließ, kam das Gespräch auf einen Schwager Tante Bertas, der plötzlich gestorben war und fünf unmündige Kinder hinterlassen hatte.

„Eins sollten wir davon nehmen," erklärte Tante Berta, „aber ich habe abgelehnt. Ich habe die Nase voll und will mich nicht wieder mit anderer Leute Kinder herumärgern. Ich will auf meine alten Tage Frieden haben. Wenn mich sonst einer braucht und ich helfen kann, bin ich natürlich immer bereit."

Frau Luise verzog weinerlich das Gesicht, aber Margret dachte, daß man der Tante ihre Ansicht nicht verübeln konnte, denn Annemarie hatte ihre Güte ja wirklich schlecht belohnt.

Ein wenig später kamen auch die Nachbarn, unter ihnen Boltmann. Margret hatte es nun sehr schwer, der versteckten Neugier, den verstohlenen Blicken und den scheinbar harmlosen Fragen standzuhalten. Aber sie hielt tapfer aus und gab sich äußerlich so ruhig und freundlich, daß die Leute noch auf dem Heimwege darüber sprachen, daß „man der Heidbrinkschen doch nicht habe anmerken können, wie sie's daheim zu liegen habe". —

Währenddessen saßen die beiden Brüder im Wohnzimmer beisammen, Wilhelm mit dem Kleinen beschäftigt, Hanns anscheinend in die Zeitung vertieft. Die alte Lene saß mit ihrem Strickstrumpf dabei und versuchte ab und zu, ein Gespräch in Gang zu bringen, aber mit wenig Erfolg.

Nach einer Weile erhob Hanns sich und ging in das Schlafzimmer. Kurz darauf trat er zum Ausgehen gekleidet wieder heraus.

Wilhelm warf ihm einen kurzen Blick zu. Das Verhältnis zwischen den Brüdern war ziemlich gespannt. Wilhelm hatte den Bruder allerdings nicht zur Rede gestellt, wie er sich vorgenommen hatte, als er ihn sinnlos betrunken im Schlafzimmer fand. Er fürchtete, durch Vorwürfe seinen Trotz hervorzurufen und alles noch zu verschlimmern. Aber er suchte in Güte auf ihn einzuwirken und verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Er sorgte dafür, daß Hanns nie allein war und daß ihm so wenig wie möglich Gelegenheit geboten wurde, seinem Laster nachzuhängen. Wenn Hanns dann fortging, in irgend eine Wirtschaft, so war Wilhelm auch bald da und erreichte dadurch, daß er bald wieder ging. Er ließ sich auch nicht dadurch beirren, daß Hanns ihm nachgerade deutlich zeigte, wie wenig angenehm ihm seine Anwesenheit auf dem Heidbrinkhofe war und war fest entschlossen, jetzt nicht zu weichen.

Mit Empörung sah Wilhelm, daß Hanns nun doch ausgehen wollte. Und Margret hatte ihn vorhin vergebens um seine Begleitung gebeten! Er hatte sie ruhig zu Fuß durch das schlechte Wetter gehen lassen, statt anzuspannen und mit ihr hinzufahren, weil er keine Lust hatte zum Ausgehen. Und nun ging er doch fort! Diese Rücksichtslosigkeit!

Als Hanns, ohne ein Wort zu sagen, die Stube verließ, übergab Wilhelm den Kleinen rasch der alten Lene und folgte ihm in den Flur.

„Du willst ausgehen?" fragte er.

Hanns wandte sich halb um.

„Wie du siehst!"

„Darf man fragen, wohin?"

Ein Achselzucken: „Ich weiß selbst noch nicht."

„Wenn du doch nicht zu Hause bleiben willst, hättest du ja auch mit deiner Frau ausgehen können," sagte Wilhelm ein wenig schärfer.

„Darüber brauche ich mir von dir wohl keine Vorschriften machen zu lassen," kam es kurz zurück. Das war wieder dieser gereizte, auflehnende Ton, den Hanns in letzter Zeit immer gegen den Bruder anschlug.

„Du bist dir wohl gar nicht bewußt, wie rücksichtslos du gegen deine Frau handelst? Das Wetter wird immer schlechter; wenn du doch heraus willst, so spanne jetzt wenigstens an und hole deine Frau ab. Was soll sie oder ihre Verwandten sagen, wenn sie erfahren, daß du anderswo den Nachmittag verbracht hast?"

Hanns zog die Brauen finster zusammen. Er fühlte wohl die Berechtigung dieser Worte, aber gerade deshalb lehnte er sich dagegen auf. Er hatte nie in seinem Leben Tadel oder Vorwurf erfahren und deshalb ertrug er sie auch nicht. Der Groll gegen den

Bruder, den verhaßten Aufpasser, der sich monatelang in ihm angesammelt hatte, drängte zum Ausbruch.

„Das ist mir sehr gleichgültig," sagte er schroff. „Im übrigen wäre es mir sehr lieb, wenn du dich nicht so viel mit meinen Angelegenheiten beschäftigen würdest."

„Du zwingst mich ja dazu, Hanns. Zu meinem Vergnügen mische ich mich bestimmt nicht in deine Sachen. Aber in deiner ganzen Lebensweise ist so vieles, was ich einfach nicht ruhig mit ansehen kann. Der Aufenthalt im Vaterhause wird dadurch gerade nicht angenehmer."

„Wenn dir der Aufenthalt hier so unangenehm ist, so kannst du ja gehen. Ich halte dich durchaus nicht."

Nun war es heraus! In den graublauen Augen Wilhelm Heidbrinks blitze es auf, und seine Züge strafften sich. Wollte Hanns den offenen Kampf? Nun gut, er konnte ihn haben!

„Du weißt, daß ich nicht gehe, bevor du mir mein Erbteil ausbezahlt hast," sagte er ruhig.

„Du sollst es bekommen — bald schon!"

„Es dürfte dir — bei dem verkleinerten Hof und den darauf ruhenden Schulden — nicht leicht sein, die Summe aufzutreiben."

„Das laß nur meine Sorge sein!"

Kurz und knapp fielen die Worte. Die Brüder standen sich gegenüber und maßen sich mit den Blicken wie zwei Gegner. Auch Wilhelms Blut floß allmählich rascher und erregter. Er sagte:

„Und dann, wenn ich fort bin, glaubst du endlich freie Hand zu haben. Soll ich dir einmal ganz offen und schonungslos sagen, wie es dann kommen wird? Du wirst deine Arbeit und deine Familie vernachlässigen! Du wirst in Saus und Braus leben und Haus und Hof verjubeln! Du wirst noch tiefer sinken als bisher und in wenigen Jahren wirst du mit deiner Familie als Bettler vom Hofe ziehen. Der Heidbrinkhof, der größte und schönste Hof in der ganzen Umgegend, kommt unter den Hammer."

„Du! Das ist nicht wahr!" Das Gesicht des Jüngeren war blaurot. Er knirschte hörbar mit den Zähnen.

„Doch!" fuhr Wilhelm erregt fort. „Du bist ja gar nicht imstande, dich aufzuraffen. Du bist ein Schwächling, ein charakterloser Mensch. Du läßt dich von deinen Leidenschaften treiben, hemmungslos. Du kennst keine Pflichten gegen das Erbe der Väter, gegen deine Familie, du kennst nur das eigene Ich. Aber ich werde nicht dulden, daß es zum Aeußersten kommt, das sage ich dir!"

„Was willst du denn — du —?" höhnte Hanns, außer sich vor Wut. „Du wirst hier bald nichts mehr zu sagen haben!"

„Wenn du nicht den ehrlichen Willen zeigst, dich zu bessern, wenn du es so weiter treibst, dann greife ich zu einem letzten Mittel: Ich lasse dich entmündigen!"

Ein heiserer Aufschrei. Es schien, als ob Hanns sich auf den Bruder stürzen wollte, aber dessen Augen hielten ihn in Schach.

„Das wirst du nicht tun! Das kannst du gar nicht! Das werde ich dir zeigen!"

Die Stubentür öffnete sich und die alte Lene schaute mit angstvollem Gesicht heraus. Wilhelm winkte ihr begütigend zu.

„Ich werde im äußersten Notfalle nicht davor zurückschrecken," sagte er milder. „Aber es ist ja in deine Hand gegeben, Hanns, daß es nicht dazu kommt. Raffe dich auf! Sei ein Mann! Nimm den Kampf auf gegen dich selbst! Ich will dir gern helfen; weil ich doch nur dein Bestes will. Du darfst nicht einen Feind in mir sehen —."

Weiter kam er nicht. Die Tür war hinter Hanns ins Schloß gefallen, und er selbst war hinausgestürmt in das regnerische, stürmische Herbstwetter. —

Ueber eine Stunde lief Hanns Heidbrink ziel- und planlos zwischen den Wiesen und Aeckern hin. Zuweilen lachte er kurz auf oder schüttelte in rasendem Zorn die Fäuste. Hinter seiner Stirn jagten sich wild und ruhelos die Gedanken.

Dieser Aufpasser! Dieser hinterlistige Mensch! Also darauf wollte er hinaus! Ihn entmündigen lassen und dann den Hof an sich reißen! Aber er sollte sich verrechnet haben! Das würde er ihm zeigen! Jetzt mußte ein Ende gemacht werden. Er würde Wilhelm die Abfindungssumme vor die Füße werfen und ihn hinausjagen. Fort mußte der Aufpasser vom Hofe, unter allen Umständen; dann würde man ja weiter sehen.

Aber woher das Geld nehmen? Er konnte ja ohnehin die Hypothekenzinsen kaum bezahlen. Hanns Heidbrink blieb stehen und starrte wie abwesend vor sich nieder. Ein Gedanke nahm wieder Besitz von ihm, ein Gedanke, der ihn schon tagelang verfolgt hatte. Am Anfang der Woche war er ihm gekommen, als im Nachbardorfe die Scheune eines Landwirts in Flammen aufging. Durch Selbstentzündung!

Der Hafer war bei der ungünstigen Witterung ja in so schlechtem, zuweilen noch ganz feuchtem Zustande hereingekommen. Das war sehr gefährlich; es war schon die Befürchtung ausgesprochen worden, daß dadurch noch mehr Brände entstehen könnten. Warum sollte also auch nicht eine Scheune auf dem Heidbrinkhofe abbrennen? Die große neue Scheune, die erst nach dem Kriege erbaut und sehr gut versichert war!

Zuerst hatte Hanns sich gegen diesen Gedanken gewehrt, ihn als Ungeheuerlichkeit empfunden, aber jetzt überließ er sich ihm willig. Die Versicherungssumme war mehr als genügend, den Bruder auszuzahlen und ihn selbst zum freien Manne zu machen. Es war ja nicht nötig, schon in den nächsten Jahren wieder aufzubauen; er verpachtete dann eben einen Teil seiner Aecker.

Ein düsteres Feuer der Entschlossenheit glomm in Hanns Heidbrinks dunklen Augen. Ja, er würde es tun! Er mußte frei werden von dem lästigen Zwang um jeden Preis! Dann konnte er später zeigen, daß er auch allein imstande war, sich wieder emporzuarbeiten. Allen würde er das beweisen!

Ja, er wollte handeln! Heute abend noch, bevor ihm wieder allerhand lächerliche Bedenken kamen!

In einem Winkel im Keller stand eine Kanne mit Petroleum, die einmal geholt worden war, als das elektrische Licht wegen Betriebsstörung versagte. Die sollte ihm helfen! Sorgfältig würde er dann alle Spuren seines Tuns beseitigen. Niemand konnte ihm etwas beweisen! Niemand würde überhaupt Verdacht schöpfen.

Prüfend hob der unselige, von seiner Leidenschaft verblendete Mann den Kopf. Der Wind kam günstig; er trieb die Flammen vom Wohnhause fort. Freilich begann er sich nachgerade zum Sturm auszuwachsen, aber das war vielleicht auch nur zum Vorteil. Desto schneller war ja alles vorüber.

Leise und zaghaft wollte sich in Hanns Heidbrinks Innern zwar die mahnende, warnende Stimme des Gewissens erheben, aber die Stimmen des Hasses, der Begierde übertönten sie. Dieser Mann, der jetzt im eiligen Weiterschreiten seine finsteren Pläne weiterspann, war ja nicht mehr der zwar leichtsinnige, aber doch gutherzige Hanns von einst. Das Laster, dem er sich in unseliger Schwäche hingab, hatte seinen Charakter verdorben und ihn zu einem geistig minderwertigen Menschen gemacht.

Nach kurzem Ueberlegen verzichtete Hanns darauf, noch bis zum Dorfe zu gehen. Es war ihm zu weit. Er wollte nur noch eben die Wirtschaft drüben an der Straße eine gute Viertelstunde vom Dorfe, aufsuchen und dann beizeiten heimgehen. Dann brauchten Margret und sein Bruder sich wenigstens keine Sorgen um ihn machen und konnten fest und ruhig schlafen.

Er lachte höhnisch in sich hinein.

Das Wetter verschlechterte sich gegen Abend immer mehr. Auf dem Heidbrinkhofe und bei den Meinharts beobachtete man es Margrets wegen mit Sorge. Durfte man sie wirklich bei diesem Wetter den Weg zu Fuß machen lassen? Wilhelm erwog, ob er sie nicht allem Gerede zum Trotz selbst abholen sollte mit dem Wagen; und der alte Meinhart überlegte, ob er es wohl wagen durfte, ihr den alten Jagdwagen für die Heimfahrt anzubieten. Aber sie unterließen es beide aus Zartgefühl. Sie wußten ja beide, welch eine bittere Beschämung für die junge Frau darin lag, daß sie von anderen Menschen Dienste annehmen mußte, die ihr billigerweise der Gatte zu leisten hatte. Und dann: die Leute!

So kämpfte sich Margret denn auf den schlechten Wegen zu Fuß durch den immer heftiger werdenden Wind. Tante Berta begleitete sie ein gutes Stück.

„Wenn du mich brauchst, Margret, ich bin immer für dich da, das weißt du doch," hatte sie beim Abschied herzlich gesagt und Margret hatte dankbar genickt.

(Fortsetzung folgt.)

Stelldichein fernmündlich vereinbart

Heitere Skizze von A. Diez-Langhammer

Nach Geschäftsschluß trafen sie sich immer am Tor des Verwaltungsgebäudes, in dem sie beide angestellt waren.

Auf dem Heimweg tauschten sie ihre Meinungen und ihre Erlebnisse vom Tage aus. Das Erzählen besorgte dann freilich fast immer Else Vollrath. Denn sie war weit lebhafter als die stille Inge Bauer, die acht Stunden im Tag vor ihren großen Kästen in der Hauptkartei stand. Außerdem hatte Else Vollrath den Fernsprecher zu bedienen.

Heute wußte sie sogar etwas ganz Neues. Sie konnte kaum die Zeit abwarten, bis sie ihrer Freundin das außergewöhnliche Erlebnis berichten durfte: „Denke Dir nur, Inge, ich habe heute eine Einladung zu einem Stelldichein bekommen. Du wunderst Dich? Ja, aber ganz ohne mein Zutun, und den Mann kenne ich nicht, habe ihn noch gar nicht gesehen. Da kam heute mittag ein Anruf für den Direktor, und ich mußte sagen, daß der Chef gerade auf der anderen Leitung mit auswärts sprach.

Da meinte der am anderen Ende der Strippe — ich habe herausgefunden, daß er Bankprokurist ist —, er wollte warten, weil er sonst die Verbindung vielleicht nicht wiederbekäme, und wir könnten uns ja solange unterhalten. Weißt Du, was der verrückte Mensch gesagt hat? Er könnte mir an der Stimme anmerken, daß ich noch jung sei, hübsch, wenn auch ein wenig schüchtern. Aber das läge vielleicht an meinen blonden Haaren, die sicher ein unschuldiges Engelsgesicht einrahmten.

Ich sollte nun wohl etwas erwidern. Am liebsten hätte ich ihm gesagt, er wäre ein widerlicher Affe, aber das darf man ja leider nicht. Also habe ich gar nichts gesagt, und er fing dann wieder an. Er würde so gern die Bekanntschaft eines blonden Engels machen, und heute abend wäre er im Astoria mit einer kleinen roten Rose im Knopfloch, und im übrigen brauchte ich den Geschäftsführer nur nach Herrn Leuthold zu fragen.

Weißt Du, Inge, es war gut, daß der Alte in diesem Augenblick gerade frei wurde, sonst hätte ich dem Kerl vielleicht doch noch meine Meinung gesagt."

Inge Bauer interessierte sich anscheinend sehr für den Fall: „Was willst Du denn tun? Uebrigens hast Du ja gar keine blonden Haare, Else!"

„Ich will ja auch nicht hingehen, und ich habe Dir die Geschichte nur erzählt, damit Du siehst, wie zudringlich doch die Männer sind. Auf Wiedersehen, Inge, da ist meine Bahn."

Inge Bauer mußte noch lange über dieses Ferngespräch nachdenken. Wenn sie es geführt hätte, vielleicht... Uebrigens stimmte doch die Beschreibung, die dieser Bankprokurist gegeben hatte, mit ihr ganz überein. Jawohl, sie hatte blonde Haare, und schüchtern war sie wohl auch, sonst... Aber wie wäre es, wenn sie einmal nicht schüchtern sein wollte? Konnte man nicht auch ein kleines Abenteuer erleben? In den Romanen stand ja so viel davon, aber in Wirklichkeit...

Auf jeden Fall lag Inge Bauers Hand zur angegebenen Zeit auf der Türklinke des Astoria. Das Herz klopfte ein wenig wild. Eigentlich war es ja unverantwortlich, so etwas zu wagen, und wenn schließlich Else auch kommen sollte... Ja, und wenn sie nicht kam, war es doch auch nicht schön, unter falschem Namen zu reisen.

Aber jetzt gab es keine Wahl mehr. Denn Inge Bauer stand schon im Lokal, und der Geschäftsführer verbeugte sich: „Die Dame sucht jemand?" — „Ja, ja, Herrn... Bankprokurist Leuthold." — „Bitte, dort drüben," wies der Mann im Cut in die hinterste Ecke des Lokals, und zweihundert Augen hefteten sich neugierig auf Inge.

Sie war rot und ein wenig unbeholfen, als ein Herr aufstand und ihr höflich entgegen kam: „Ah, sicher meine Bekanntschaft vom Fernsprecher. Wie recht habe ich doch gehabt, als ich mir heute mittag ein Bild von Ihnen entwarf: Jung, hübsch, blond und ein wenig schüchtern. Bitte, nehmen Sie doch Platz! Aber was haben Sie nur? Ach ja, es ist wohl ein wenig warm hier drinnen. Legen Sie bitte Ihren Mantel ab, und was darf ich Ihnen bringen lassen? Kaffee?"

Eine kleine Verlegenheitspause trat ein. Es war doch nicht so ganz einfach, sich in ein Abenteuer hineinzustürzen. Aber schließlich mußte man etwas sagen: „Sie haben mich hierher bestellt, Herr Leuthold, und da .. da.. "

„Da sind Sie halt, kleines Fräulein. Wie heißen Sie übrigens? Inge Bauer? Ach, wissen Sie, Sie sind doch noch ein bißchen schüchterner, als ich gedacht habe, und nun werden Sie schon wieder rot. Dazu die blonden Haare. Ich müßte Ihnen eigentlich noch einen weißen Pelz schenken. Aber was haben Sie denn? Fräulein Bauer, ich wollte Sie doch nicht kränken mit dem Pelz! Aber ich bitte Sie . "

Er lief hinter ihr her. „Aber ich habe das gar nicht so gemeint. Nun laufen Sie doch nicht gleich fort! Nehmen Sie wenigstens einen Wagen, nachdem ich Sie schon einmal hierher gelockt habe. Ich soll entschuldigen? Nein, die Schuld liegt auf meiner Seite. Ich habe Ihre Schüchternheit nicht richtig eingeschätzt. Verzeihung. Hoffentlich sehen wir uns wieder! Verfügen Sie bitte ganz über den Wagen! Ich werde mir erlauben, morgen bei Ihnen anzurufen, und zu fragen, wie es Ihnen geht."

Da sagte Inge Bauer als letztes: „Nein, bitte nicht. Ich werde morgen nicht am Fernsprecher sein!"

Er stand noch eine Zeitlang und sah dem Wagen nach. Dann kratzte er sich den Kopf: „Markiert sie nur so oder ist sie wirklich so ein märchenhaft unschuldiger Engel. Dann sollte man sich dieses kostbare Ding nicht entgehen lassen."

Der Bankprokurist Leuthold dachte in dieser Nacht noch oft an das schüchterne kleine Mädchen. Plötzlich aber lief es ihm eiskalt über den Rücken. Was hatte diese Inge Bauer gesagt? „Morgen werde ich nicht am Fernsprecher sein!" Himmel, sollte das etwa heißen: „Ich werde mir jetzt etwas antun?"

Herr Leuthold fand nicht die richtige Antwort. Auf jeden Fall aber verlebte er eine schlechte Nacht, und sein erster Anruf am nächsten Morgen galt dem Verwaltungsgebäude: „Fräulein Inge Bauer am Telephon? Nein, um Himmelswillen, Fräulein, hier Bankprokurist Leuthold, sagen Sie mir nur, wo Fräulein Inge Bauer ist! Gestern abend waren wir zusammen .."

Da sagte die Dame am Fernsprecher etwas kurz: „Ich weiß nicht, wo sie ist." Und ganz leise glaubte Herr Leuthold zu hören: „So ein falsches Ding!"

Er kümmerte sich übrigens nicht darum. Er kam im Wagen vorgefahren, stürzte sich auf den Pförtner: „Wissen Sie nicht, wo Fräulein Inge Bauer ist?" Der Mann sah ihn verdutzt an und blickte dann auf die lange Reihe der Kontrollmarken: „Sitzt gesund und munter auf Zimmer 312."

Herr Leuthold fiel auf einen Stuhl, atmete hörbar auf. Er wußte nicht recht, warum er sich so aufgeregt hatte. Nur aus Verantwortungsgefühl? Oder war die schüchterne Blondheit wirklich so reizend unschuldig?

Zwei oder drei Stunden später mußte der Bankprokurist

Leuthold die Antwort auf diese Frage gefunden haben. Denn er klopfte höflich an die Tür von Zimmer 312, lachte auf das verdutzte Gesicht der kleinen schüchternen Blonden hin und sagte: „Ihr Chef war so liebenswürdig, mir zu erlauben, daß ich Ihnen diese paar Blumen überreiche. Außerdem meinte er, er wäre durchaus dafür, daß wir uns heute abend in einem etwas stilleren Lokal wieder träfen, um weitere Stelldicheins zu verabreden und Sonstiges zu besprechen, was uns beide interessieren könnte. Fernmündlich wird daraus doch nicht Gescheites."

Inge Bauer wußte darauf nichts Vernünftigeres zu tun, als ihr hochrotes Gesicht in die Blumen zu verstecken.

Der neue Mantel

Humoreske von **H. Klockenbusch**

Professor Plinz besaß einen Mantel, den man beim besten Willen nicht mehr tadellos nennen konnte. An den Aermeln war er durchgestoßen, und der Kragen hatte den mit Recht so unbeliebten speckigen Glanz angenommen. Dessenungeachtet hing Professor Plinz mit rührender Liebe an diesem Kleidungsstück und sträubte sich hartnäckig gegen den Vorschlag seiner Frau, es durch ein neues zu ersetzen. Wochenlang tobte der Kampf der Meinungen, bis schließlich Frau Ottilie die Oberhand behielt und der Schneider einen Mantel anfertigte, der aller Voraussicht nach einfach fabelhaft werden würde.

Eines Nachmittags klopfte es an der Korridortür. Professor Plinz öffnete selbst. Draußen stand ein Junge, der ein umfangreiches Paket unter dem Arm trug. „Warum klingelst du nicht, statt zu klopfen?" fragte der Gelehrte in sanftem Kathederton.

„Ich habe 'n paarmal auf den Knopp gedrückt, aber die Klingel muß kaputt sein . . .!"

Plinz drückte seinerseits erfolglos auf den Klingelknopf. Dann zog er sein Notizbuch und vermerkte: Klingel ist zu reparieren! Hierauf sagte er verweisend: „Merke dir, mein Sohn, man sagt nicht, die Klingel ist kaputt, sondern es heißt: die Klingel funktioniert nicht! Was bringst du denn da?"

„Den neuen Mantel. Die Rechnung läge dabei." —

„Ein wahres Meisterstück!" meinte Frau Ottilie, als sich Plinz vor dem Spiegel in dem neuen Ulster betrachtete. Fast fühlte er sich in dem molligen, großkarierten Kleidungsstück ein wenig unbehaglich. Nicht ohne eine leise Beklemmung erkundigte sich die Frau nach dem Preise. — Man hätte das ja nun aus der Rechnung ersehen können, wenn die Rechnung aufzufinden gewesen wäre. Plinz wußte weder, welchen Preis der Schneider genannt, noch, wo er die Rechnung gelassen hatte.

Gegen acht Uhr betrat Plinz das Wohnzimmer, um sich von seiner Frau zu verabschieden, bevor er zu seinem Mittwoch-Stammtisch ging. Entsetzt betrachtete ihn Frau Ottilie, so daß er verlegen an seiner Krawatte nestelte. „Wenn du mir das antust und wieder in dem alten Ungetüm von Mantel ausgehst, ist meine Geduld erschöpft. Wo du doch den prachtvollen Mantel hast . . .!"

„Entschuldige bitte. Ich dachte wahrhaftig nicht daran. Ich habe mich wohl zu sehr an meinen alten treuen Wärmespender gewöhnt . . .," sagte er und ging hinaus, um den neuen Mantel anzuziehen. „Bist du nun zufrieden?" fragte er, ein wenig gezwungen lächelnd. Frau Ottilie bejahte. —

Unwillkürlich ging Konrad Plinz heute auf der Straße selbstbewußter. Er ertappte sich sogar einmal dabei, daß er sich beinahe im Spiegel eines Schaufensters betrachtet hätte. Es war doch ein angenehmes Gefühl, elegant gekleidet zu sein. Und wie mollig der Mantel war! Fast ein wenig zu warm für die Witterung . . .

In recht angeregter Stimmung kehrte der Professor gegen Mitternacht heim. Leider stieß er auf unerwartete Hindernisse. Vergeblich suchte er in den Taschen seines Mantels nach dem Schlüsselbund. Das wäre nicht so schlimm gewesen, wenn er sich nicht erinnert hätte, daß die Klingel nicht in Ordnung war. Es hatte also nicht den geringsten Zweck, in rhythmischer und dynamischer Steigerung auf den Knopf zu drücken. Nach reiflicher Ueberlegung erschien ihm nur eine Möglichkeit nicht ganz aussichtslos: Man würde über den eisernen Zaun des Gärtchens hinter dem Hause steigen müssen! Vielleicht war eines der Kellerfenster nicht ordnungsmäßig verriegelt . . .

Die Uebersteigung des Zaunes verlief ziemlich glatt. Der Sprung in die Tiefe stieß zwar auf beträchtlichen Widerstand, der von einem merkwürdigen und unerklärlichen Geräusch begleitet war, aber was sollte das besagen gegenüber der erfreulichen Feststellung, daß sich das Fenster des Kohlenkellers tatsächlich öffnen ließ?

Das Klopfen an der Korridortür weckte im Treppenhause dumpfen Widerhall. Endlich öffnete Frau Plinz. Sie sah ein bißchen verschlafen und ein bißchen sehr ungnädig aus. „Verzeih," sagte Plinz, „ich muß meine Schlüssel vergessen haben! Ich hätte darauf geschworen, daß ich sie eingesteckt hatte . . ."

„Warum klingelst du denn nicht, statt durch dein Klopfen das ganze Haus rebellisch zu machen?"

„Die Klingel funktioniert nicht!"

Frau Ottilie seufzte. „Ich habe dir doch gesagt, daß ich sie heute nachmittag nur eine Stunde abgestellt hatte. Meines Kopfwehs wegen . . ." Plötzlich aber weiteten sich ihre Augen in schreckhaftem Entsetzen. „Der Mantel," stammelte sie, „wo hast du den neuen Mantel gelassen?"

Plinz sah nachdenklich an sich herunter und zog die Augenbrauen hoch. „Wahrscheinlich habe ich aus alter Gewohnheit im letzten Augenblick doch den alten angezogen," vermutete er.

„Aber dann müßte doch der neue Mantel hier an der Garderobe hängen!"

Das war leider nicht der Fall. Hingegen erinnerte sich Plinz mit aller Bestimmtheit, daß er bei seinem Fortgange dort gehangen hatte. Es gab nur eine Möglichkeit. Der Mantel mußte von der Flurgarderobe entwendet worden sein. Vielleicht ein Nachschlüsseldieb — — Plinz zog sein Notizbuch und vermerkte: Diebstahl bei Polizei melden! Dann legte er den alten Mantel ab und stellte fest, daß die scharfe Spitze des Gartenzaunes ganze Arbeit gemacht hatte. Auch hinterläßt es eben doch Spuren, wenn man bei Nacht durch den Kohlenkeller ins Haus gelangt. Im Bette noch dachte er über die Möglichkeit nach, den alten, treuen Mantel durch Reinigen und Kunststopfen vor den lieblosen Händen des Trödlers zu retten . . .

Als er am Mittag zu Tisch erschien, hing der neue Mantel wieder an der Garderobe. Der Pikkolo aus dem „Silbernen Schwan", wo Plinz ihn hatte hängen lassen, hatte ihn abgeliefert.

„Ich muß gestehen," bemerkte er, „daß mir die Zusammenhänge in diesem Falle höchst unklar sind!"

„Die Sache ist sehr einfach," lächelte Frau Ottilie, „und doch so verzwickt, daß sie nur dir passieren kann. Du hast gestern abend den alten Mantel getragen und in Gedanken den neuen darüber gezogen. Beim Weggehen aus dem Gasthof hast du dann den alten wieder angezogen und den neuen hängen lassen, weil du dich an ihn noch nicht gewöhnt hattest."

Plinz nickte nachdenklich. „Es muß wohl so sein, obgleich mir die Sache sehr merkwürdig erscheint. Aber wie hat denn der Kellner feststellen können, daß es mein Eigentum war?"

„Erstens hat er in der Tasche des Mantels die Rechnung gefunden, und zweitens war in der Tasche dein Schlüsselbund. Du trägst doch ein Messingschildchen mit deinem Namen am Schlüsselring. Wahrscheinlich, damit du deinen Namen nicht vergißt!" — —

Dies hatte sich am Donnerstag zugetragen. Am Freitag nachmittag stand Plinz vor dem Polizeirevier und blickte mit hochgezogenen Augenbrauen in sein Notizbuch.

Was mochte das nur für ein Diebstahl gewesen sein, den er bei der Polizei hatte melden wollen . . .?

Büchertisch

Die Hunderassen. Ein Handbuch für Hundeliebhaber und Züchter. Von Aga Gräfin vom Hagen. Mit 256 Kunstdruckbildern. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam.

Ein Buch für Tierfreunde im weitesten Sinne und zugleich ein Buch, das wegen seiner umfassenden Anlage und Vollständigkeit unter den Werken der Kynologie einen besonderen Platz einnimmt. Die Verfasserin hat es aus einer ungewöhnlichen Sachkenntnis und einer jahrelangen liebevollen Arbeit heraus verstanden, auf verhältnismäßig kleinem Raume in handlicher und praktischer Weise alles das zusammenzustellen, was dem Hundezüchter und Hundeliebhaber wichtig ist. Gerade weil die kynologischen Werke teuer und schwer beschaffbar sind, ersetzt das Buch durch die Fülle seines Stoffes wie durch die wissenschaftlich einwandfreie, dabei aber lebendige Schilderung alles Wesentlichen und Wissenswerten eine ganze Bibliothek der Kynologie. In ausgezeichneten Bildern bringt es übersichtlich die Hundearten der verschiedenen Weltteile. Das schöne und reichhaltige Bildmaterial ist wertvoll für das Studium der einzelnen Rassen. Daneben wird ein ausführlicher geschichtlicher Ueberblick über die Abstammung der einzelnen Rassen und eine genaue Zusammenstellung der Rassenkennzeichen gegeben, ferner eine Liste der anerkannten deutschen und englischen Zwinger und ihrer besten Zuchtprodukte der letzten Jahre sowie Ratschläge für die Hundepflege und die Behandlung des kranken Hundes. Eine Fülle von Material ist verarbeitet und durch die anschauliche, warmherzige und fesselnde Darstellung zu einem Buch gestaltet worden, das bei Fachleuten und Laien — also bei allen Hundefreunden — Anerkennung und Wertschätzung finden wird.